

Zeitschrift: Freiburger Geschichtsblätter
Herausgeber: Deutscher Geschichtsforschender Verein des Kantons Freiburg
Band: 86 (2009)

Rubrik: Miszellen

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 16.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

MISZELLEN

Blick in Nachbars Garten

Der Band 70 (2008) der «Annales fribourgeoises» steht offensichtlich im Zeichen der befreiten Frau, zumindest wenn man das Einbandmotiv – Marcellos herrliche Bronzefigur der Wahrsagerin Pythia von 1870 – als pars pro toto sprechen lässt. Gegen die Wucht der Frauengestalt wirkt das seltsam altertümelnde Logo mit dem Schriftzug der «Société d’histoire du canton de Fribourg» wie ein leicht verstaubter Wink aus vergangenen Zeiten, obwohl es neu ist und zum aufgefrischten Erscheinungsbild des Vereins gehört, der seinen Verjüngungsprozess unentwegt fortsetzt.

«Un bouquet d’articles passionnants et novateurs» kündigt uns Vereinspräsident Patrice Borcard in seinem Vorwort an. Der erste Beitrag des Bandes zumindest ist vielversprechend: Unter dem Titel «Les signes du silence» (S. 9–19) befasst er sich mit der klösterlichen Schweigepflicht und der damit zusammenhängenden Zeichensprache der Mönche und Nonnen. Die tschechische Historikerin Radka Lomičkova, die an der Prager Univerzita Karlova (Karlsuniversität) eine Doktorarbeit über das mittelalterliche Klosterleben vorbereitet, war in der Zisterzienserabtei La Fille-Dieu bei Romont zu Gast, um vor Ort die nichtverbale Kommunikation unter Ordensmitgliedern zu studieren.

In seiner sechsten Regel mahnt Bernhard von Clairvaux: «Tun wir, was der Prophet sagt: Ich sprach, ich will auf meine Wege achten, damit ich mich mit meiner Zunge nicht verfehle. Ich stellte eine Wache vor meinen Mund, ich verstummte, demütigte mich und schwieg sogar vom Guten. Hier zeigt der Prophet: Man soll der Schweigsamkeit zuliebe bisweilen sogar auf gute Gespräche verzichten. Um so mehr müssen wir wegen der Bestrafung der Sünde von bösen Worten lassen.» Schweigen ist Ausdruck einer Askese, deren Ausübung Andacht und Seelenfrieden fördert. Vor allem in kontemplativen Orden – Benediktiner, Zisterzienser, Kartäuser

und Trappisten – musste für die allgemeine Verständigung im Alltag eine Kommunikationsform entwickelt werden, die hauptsächlich aus «vernehmbaren Zeichen», wie dem Klopfen mit einem Holzstück, und Gebäuden bestand. Um zu gewährleisten, dass alle das gleiche meinten und verstanden, wenn sie mit den Daumen und Zeigefingern beider Hände einen Kreis formten (der das Brot bedeutete), wurde diese Sprache codifiziert und in sogenannten Signa-Listen festgehalten. Heute ist der Gebrauch dieser Zeichensprache eher selten geworden, so dass die Autorin die Gelegenheit eines Aufenthalts im Kloster La Fille-Dieu nutzte, um real zu erfahren, was sie lediglich aus der Literatur kannte. «Pour les moniales de la stricte observance trappiste de la Fille-Dieu, près de Romont, les paroles de saint Benoît sur le silentium ont gardé toute leur actualité, et c'est pourquoi le langage des signes y est encore pratiqué, remplissant sa fonction fondamentale: permettre à la langue de se taire.»

In einem ebenso knappen wie informativen Überblick rückt die Kunsthistorikerin Verena Villiger im folgenden Beitrag, «Le siècle des réformes en deux ou trois dimensions, 1530–1580: éclipse de peinture» (S. 21–38), eine Zeitspanne in den Mittelpunkt, in der in Freiburg – aus Mangel an theologischer Gewissheit, an Geld oder schlicht an Künstlern – kaum mehr Altarbilder entstanden. Dabei handelt es sich um die französische Fassung eines Referats, das die heutige Direktorin des Museums für Kunst und Geschichte unter dem Titel «Und werktags Gemälde. Freiburger Tafelmalerei des 16. Jahrhunderts» im Mai 2008 im Rahmen des internationalen Kolloquiums über die Freiburger Plastik der Spätgotik im europäischen Umfeld hielt (vgl. Stephan GASSER / Katharina SIMON-MUSCHEID [Hg.], Die spätgotische Skulptur Freiburgs i. Ue. im europäischen Kontext, Akten des Kolloquiums, Freiburg 2009). Die Autorin beschliesst ihre Ausführungen mit zwei Hypothesen: Zum einen sollte man für die genannte Zeit keine grundsätzliche Hierarchie zwischen Plastik und Malerei postulieren, eher dürfte für einmal das Angebot die Nachfrage bestimmt haben. Zum anderen hatte man sich in Freiburg offensichtlich in den Jahren 1520–1530 auf die Skulptur spezialisiert; Anzeichen dafür sind die Arbeitsteilung zwischen dem Freiburger Hans Geiler und dem Berner Niklaus Manuel in Grandson und die Tatsache, dass die Berner sich für ihre Figurenbrunnen an die freiburgische Werkstatt des Bildhauers Hans Gieng wandten.

Eine erste Schneise in das weitgehend ungerodete Gebiet der Freiburger ländlichen Eliten und bäuerlichen Oberschichten schlägt Leonardo Broillet mit seinem Aufsatz über die Familie Chassot aus Chavannes-sous-

Orsonnens (S. 39–50). Der Titel «Grimper dans le Gibloux» hat nichts mit Kletterpartien in unwegsamem Gelände zu tun, sondern bezieht sich auf den sozialen Aufstieg eines Clans, dessen Mitglieder sich durch den Erwerb und die Verpachtung von Ländereien, Zehntenkäufe, ein einträgliches Kreditgeschäft und eine kluge Heiratspolitik nach Vorbild der Adligen und Patrizier zu einflussreichen Kleinherren mauserten: 1648 erhielt Jacques Chassot für seine Verdienste um das Heilige Römische Reich Deutscher Nation von Kaiser Ferdinand III. den Adelstitel verliehen. Seine Nachkommen sanken allerdings wieder zu einfachen Bauern herab; im Unterschied zu den Maillard in Romont oder den Maillardoz in Rue war es ihnen nicht gelungen, sich rechtzeitig einen Platz in der privilegierten Bürgerschaft der Stadt und Republik Freiburg zu sichern.

In einem Aufsatz, der – anders als der Titel, «1611–1640: les dernières visites de la peste», vermuten lässt – die verheerenden Auswirkungen aller Pestzüge von 1347 bis 1640 knapp und übersichtlich darstellt (S. 51–64), befasst sich Alain Bosson mit einem Aspekt der Menschheitsgeschichte, der unsere Vorfahren in Angst und Panik versetzte. Zwischen 1347 und 1350 dürfte die europäische Gesellschaft um die Hälfte dezimiert worden sein. Der schwarze Tod wütete unerbittlich in Städten, Klöstern, Schlössern und auf dem Land bis in die hintersten Alpentäler. «Wie viele wackere Männer, wie viele schöne Frauen, wie viele anmutige Jünglinge, denen, von andern zu schweigen, sogar Galenus, Hippokrates und Askulap das Zeugnis einer blühenden Gesundheit ausgestellt hätten, hatten am Morgen mit ihren Verwandten, Gesellen und Freunden gespeist, um am Abend desselben Tages in der andern Welt mit ihren Vorfahren zu essen!» heisst es auf den Anfangsseiten des berühmten «Decamerone» von Giovanni Boccaccio.

Auch für die Freiburger Bevölkerung galt der seit alters bekannte Rat: «Cito longe fugas et tarde redeas» («Fliehe schnell weit weg und kehre erst spät zurück»). Der städtische Stadtphysicus musste sich mit Empfehlungen begnügen. Entsprechende Schriften sind von Nicolas Paccot (1612) und Johann Düller (1636) erhalten. Die Bemühungen, die Kranken zu isolieren, brachten einen gewissen Erfolg: «En 1611, le gouvernement fribourgeois prévoit la mise en service d'un lazaret, qui semble s'être concrétisé sous la forme de cabanes d'isolement hors de la ville, lors de l'épidémie de 1616. En 1628, quatre emplacements dévolus à l'isolement des malades sont mis en place, un par quartier (ou bannière) de la ville de Fribourg. Ces efforts semblent, à Fribourg comme ailleurs, se révéler efficaces» (S. 63). Es verwundert nicht weiter, dass gesellschaftliche Aus-

senseiter, wie Juden oder «Hexen», für die Verbreitung der Seuche verantwortlich gemacht wurden und ihre angeblichen Schandtaten mit dem Tod büßen mussten.

Unter dem sprechenden Titel «La concorde est au bout du fusil» untersucht Jean-Pierre Uldry die integrative Funktion des Eidgenössischen Schützenfestes, das 1881 auf Schönberg stattfand (S. 65–72), ein Aspekt, der bereits 1981 von Moritz Boschung in den Freiburger Nachrichten und 1999 von Patrice Borcard im Sammelband «1848–1998: Fribourg et l’Etat fédéral: intégration politique et sociale – Freiburgs Integration in Staat und Gesellschaft der Schweiz» dargestellt wurde. Da Wiederholungen der Historiografie kaum schaden, solange sie neue Aspekte zutage fördern, sei hier auch daran erinnert, dass der ausgestopfte junge Seiwal, der zu den Attraktionen des Freiburger Naturhistorischen Museums zählt, ein «Rest vom Schützenfest» ist. Er war eines der Schauobjekte des «Musée maritime», einer Wanderausstellung, die 1881 auf dem Schönberg zu bewundern war und von ihrem bankroten Besitzer in der Stadt zurückgelassen wurde.

Der Ingenieur Pierre Zwick stellt uns einen seiner Vorgänger vor: «Amédée Gremaud, le pionnier» (S. 73–86). 1841 in Riaz geboren, studierte Gremaud 1861 am Polytechnikum in Zürich Tiefbau und war anschliessend bis zu seinem Tod 1912 als Kantonsingenieur und Lehrer tätig: «Il projette des passerelles suspendues pour le passage de conduites d'eau à Bulle et Fribourg, il résout le problème de ravitaillement en eau du château de Gruyères [...], il est consulté à propos de projets de nouvelles lignes ferroviaires, il s'occupe de l'endiguement de torrents tels que la Gérine, la Mortivue et le Stoutz, il est concerné par la construction du boulevard de Pérrolles et de la route des Alpes à Fribourg, il met en route les études pour la construction du pont de Pérrolles [...], sa bibliographie, parue en 1917, comprend 63 articles, sans compter d'innombrables comptes rendus et rapports» (S. 82). Seine bekanntesten Werke sind die Jaunpassstrasse sowie die Brücken über den Javroz und über die Ärgera bei St. Silvester; Verdienste erwarb er sich zudem mit seinen Bemühungen um die Professionalisierung der Berufsbildung, für die er drei Stufen vorsah: die Handfertigkeitsschule (ein vielsagender Name), die eigentliche Gewerbeschule und die höhere Gewerbeschule, auch Technikum genannt.

Das Dossier der «Annales fribourgeoises» 2008 steht, wie die Pythia auf der Einband-Vorderseite bereits andeutete, im Zeichen der «Unabhängigkeit der Frauen». In seinen einleitenden Worten zitiert Redaktor Jean Steinauer mit dem Ausdruck «misérable et glorieuse» implizit den

Titel einer umfangreichen Aufsatzsammlung, die 1980 mit einem Vorwort von Jean-Paul Aron erschien und sich mit dem Status der Frauen vor dem Horizont der materiellen und ideologischen Realitäten des 19. Jahrhunderts befasste. In den vier hier vereinten Beiträgen geht es vergleichsweise bescheidener zu, obwohl in sozialer Hinsicht alle Bevölkerungsschichten von der Artistokratie über das Gross- bis zum Kleinbürgertum abgedeckt sind: «La lutte pour l'indépendance a mobilisé toutes ces femmes, bien qu'à des degrés divers et sur des terrains différents – la vie privée ou la reconnaissance publique, la sexualité, l'argent. Et chacune d'entre elles, dans cette lutte à l'issue toujours incertaine, a été son propre champ de bataille» (S. 88).

«L'essentiel est que tu sois sauf» heisst der Aufsatz der Historikerin Rachel Cuennet (S. 89–100). Diese von Besorgnis wie von Hoffnung geprägte Äusserung ist einem Brief entnommen, den Elisa Vicarino, geborene Marie-Laurette-Elisabeth Schaller, an ihren Mann Jean-Baptiste schrieb, der 1847 in den Sonderbundswirren aus politischen Gründen für ein paar Monate nach Payerne geflüchtet war. In den Briefen, die sie, um den Weiterbestand ihrer Familie und ihres Kurzwarengeschäfts bemüht, an den politisch verfolgten Ehemann richtete, spiegeln sich nicht nur die reiche und warmherzige Persönlichkeit einer gebildeten bürgerlichen Frau, die ihrem Angetrauten in Liebe verbunden war, sondern auch der politische und soziale Hintergrund einer Zeit, die im Freiburgerland von heftigen Auseinandersetzungen und gewalttätigen Zusammenstössen geprägt war. Das Porträt von Elisa Vicarino-Schaller, das Rachel Cuennet gleichsam mit dem Weichzeichner entwirft, lässt aber auch erkennen, dass hier eine tüchtige Geschäftsfrau vor uns steht, die sich gegen ihren unschlüssigen Mann ebenso durchzusetzen vermochte wie gegen den Geschäftsführer und den Pfleger, die ihr die Behörden vor die Nase setzten: «Elle fait preuve d'une grande habileté, ce qui révèle des liens étroits tissés entre le vieux patriciat libéral dont elle est l'héritière et la bourgeoisie urbaine dont Baptiste est un récent représentant. Elle sait jouer de ces différents réseaux dans lesquels elle paraît à l'aise» (S. 98).

Im zweiten Beitrag des Dossiers, «Marcello, féministe avant l'heure?» (S. 101–110), fasst die Kunsthistorikerin Florence Renaut die Hauptthesen einer amerikanischen Dissertation über die Herzogin Colonna, geborene Adèle d'Affry, zusammen. Mit ihrer auf mehrjährigen Forschungen beruhenden Doktorarbeit, deren Titel «Genius has no sex» auf ein Bonmot der französischen Kaiserin Eugénie anspielt («Le génie n'a pas de sexe», erklärte diese, als sie von der Ernennung der Künstlerin Rosa Bonheur

zum Offizier der Ehrenlegion erfuhr), legt Caterina Y. Pierre eine umfassende Genderstudie über Leben und Werk der Freiburger Bildhauerin vor. Laut Renaut zeigt diese Untersuchung «l’importance de Marcello pour l’histoire des femmes, l’histoire de l’art et l’histoire suisse [...]», en affirmant le rôle novateur de la créatrice dans le traitement de l’image des femmes. Marcello réussit encore à jouer un rôle significatif en profitant de son succès et d’une notoriété sans égale parmi les artistes de son temps pour faire tomber les barrières qui interdisaient par principe aux femmes le métier de sculpteur» (S. 103–104). So gestaltete die Künstlerin die Frau nach ihrem eigenen, durch ihre persönliche Geschichte geprägten Bild: unabhängig und willensstark wie die Figur der Pythia. «Ich glaube nicht», meinte sie über ihre Skulptur der Seherin, «ein kühneres, in seiner Eingebung stärkeres Werk schaffen zu können.» Man darf gespannt sein auf die Originalausgabe der Dissertation von Caterina Y. Pierre, die 2009 in Gollion und Penthes erscheinen soll.

Unabhängigkeit und Unterwerfung: im Spannungsfeld dieses Gegensatzes steht die Auswahl von Frauendarstellungen, die Colette Guisolan-Dreyer, wissenschaftliche Mitarbeiterin des Museums für Kunst und Geschichte Freiburg, aus der Museumssammlung traf. «Images de femmes en miroir: l’indépendance, la soumission» (S. 111–128) verwandelt den Leser in einen stillen Betrachter, dem acht nach Art von Spiegelbildern angeordnete Doppelseiten die Möglichkeit bieten, Vergleiche anzustellen, Ähnlichkeiten und Unterschiede, Entsprechungen und Verschiedenheiten zu ermitteln. Während Oswald Pillouds Mädchen in seiner leuchtend roten Bluse von einer tänzerisch sich wiegenden Frauengestalt im fliessenden Gewand träumt, hat die dunkel gekleidete Entsaagende von Mathilde Mayr von Baldegg-de Weck bereits Abschied von der Welt genommen. Gibt sich, um ein zweites Beispiel anzuführen, François Bonnets Frau im Reitanzug selbstbewusst als Dame mit emanzipatorischen Ansprüchen zu erkennen, schaut uns die junge Emilie de Techtermann im Porträt von Pierre Lacaze als Tochter aus gutem Hause zwar erwartungsfroh, doch zugleich mit scheuer Zurückhaltung an.

Nach diesem anregenden Anschauungsunterricht holt uns der nächste Artikel in den grauen Alltag zurück: «1876–1911: divorce à la fribourgeoise» (S. 129–139) ist der knappe Beitrag betitelt, in dem Birgit Stalder die freiburgischen Aspekte ihrer Doktorarbeit «Der Ehehimmel begann schon früh sich zu trüben...»: Normaushandlungen und Normkonstruktion in Scheidungsprozessen vor den Amtsgerichten Bern und Freiburg (Saane) zwischen 1876 und 1911» (Bern 2007) zusammenfasst. Die prä-

zisen Jahresangaben beziehen sich auf die Gültigkeitsdauer des Bundesgesetzes betreffend Zivilstand und Ehe vom 24. Dezember 1874. Aus den Unterlagen zu den Scheidungsprozessen jener Zeit lassen sich die Normen rekonstruieren, die das Handeln der scheidungswilligen Eheleute und die Entscheidungen der Richter bestimmten.

Die Liste der *Friburgensia* 2007–2008, eine Reihe von Rezensionen und die Chronik der «Société d’histoire» schliessen den 190 Seiten starken Band ab, der auch im Buchhandel erhältlich ist. «Un bouquet d’articles passionnants et novateurs»? An jeder Leserin, jedem Leser liegt es nun, diese Ankündigung auf ihre Stichhaltigkeit zu prüfen.

HUBERTUS VON GEMMINGEN

Neuerwerbungen des Staatsarchivs Freiburg: zwei Hausbücher (Rechnungsbücher) der Familie de Buman

Ende 2008 erschienen zwei Hausbücher der Familie de Buman auf dem Markt, das erste aus dem Besitz von François Ignace de Buman (1716–1788), das zweite aus demjenigen von dessen Sohn, Tobie Michel Gabriel Raphael de Buman (1745–1824). Das erste wurde von Dominique de Buman, ehemals Syndic der Stadt Freiburg, erworben, das zweite vom Staatsarchiv Freiburg, unterstützt von Dominique de Buman. Die beiden Hausbücher, geführt von Vater und Sohn, bilden ein hübsches Ensemble, auf das hiermit hingewiesen werden soll.

Das erste Hausbuch wurde in den Jahren 1747–1761 von François Ignace de Buman geführt. Es enthält vier Rubriken:

- die Einnahmen aus einem Gut in Villars-sur-Glâne;
- die Einnahmen aus dem Zehnten von Obermontenach;
- die Einnahmen aus einem Weinberg in Chexbres;
- Ausgaben und Einnahmen des Haushalts von François Ignace de Buman («Notes de mes affaires domestiques»).

Davon ist die letzte Rubrik zweifellos die interessanteste, denn sie gibt Einblick in einen patrizischen Haushalt des Ancien Régime. Die Einträge sind nach Jahren gegliedert, und das Jahr 1747 – das wahrscheinlich erst nachträglich rekonstruiert wurde – beginnt damit, dass François Ignace

seiner Mutter sechs Rollen mit je sieben Kronen («escus») aushändigt, offensichtlich ihre Pension, für die der Sohn – und noch nicht der Staat – aufkam. Dieser scheint auch die Geschäfte seiner Mutter geführt zu haben, denn im nächsten Eintrag verkauft er den Wein, den diese aus ihrem Weinberg in Grandvaux gewonnen hatte. Weiter waren immer wieder die gleichen Handwerker zu bezahlen, der Fassmacher, der Sattler, der Schneider und die Schneiderin, der Müller, der Weber, der Schuhmacher, der Kerzenmacher, der Eisenhändler.

Vor allem aber schlug die Erziehung und Versorgung der Kinder zu Buche. Am 17. August 1748 gab François Ignace de Buman seine zwei Töchter, die nicht eben phantasievoll Marie und Marie Anne hießen, bei den «Dames du Cœur de Jésus» in Estavayer-le-Lac in Pension. Es wurde vereinbart, dass die «Damen» ihnen die «grosse» Wäsche zur Verfügung stellen müssten, dass die Mädchen aber selber die «kleine» Wäsche mitbringen würden. Die Pension für ein Jahr für die beiden Mädchen kostete 73 kleine Kronen und 10 Batzen. Der Sohn Ignace wurde am 25. November 1749 für ein Jahr nach Rheinfelden zu einem gewissen Herrn Bürgi geschickt, und im Austausch kam der Sohn dieses Herrn Bürgi zur Familie de Buman nach Freiburg. Ende 1750 wurde ein Hauslehrer engagiert, und am 27. Juni 1752 wurde Ignace dann zum Pfarrer von Überstorf geschickt, wo ein Jahr 50 (Kronen?) kostete.

Man erfährt nicht, wann Ignaces Lehrzeit in Überstorf beendet war – denn das Ende kostete ja nichts –, wohl aber, dass Ende 1755 auch der zweite Sohn Tobie zum gleichen Preis nach Überstorf geschickt wurde, und zu Beginn des Jahres 1760 auch der dritte, Emanuel. Eine der beiden Töchter wurde 1755 in das Kapuzinerinnenkloster Bisemberg gesteckt, und zwar mit einer Mitgift von 1000 Kronen, in der die Geschenke, die am Tag der Einkleidung zu machen waren, nicht einbegriffen waren. Nach der Lehrzeit beim Pfarrer von Überstorf scheint der älteste Sohn, Ignace, als Offizier ins Regiment Philipp de Reynold getreten zu sein, denn Ende Februar 1761 übergab sein Vater Philipp de Reynold 15 neue Louis d'or für seinen Sohn, der ab März 1761 jeden Monat 30 Pfund französisches Geld bekommen sollte. So liefert das erste Hausbuch höchst willkommene Auskünfte zur Ausbildung der Kinder, Knaben und Mädchen, einer patrizischen Familie um die Mitte des 18. Jahrhunderts.

Das zweite Hausbuch wurde in den Jahren 1779–1796 von Tobie Michel Gabriel Raphael de Buman geführt, eine Periode, in die bekanntlich die französische Revolution fiel. Das zweite Hausbuch enthält fünf Rubriken,

von denen diesmal die erste und die letzte die interessantesten sind:

- Renten;
- Weinberge;
- Wiesen;
- Erwerbungen;
- Geburten.

Tobie Michel Gabriel Raphael de Buman scheint sich 1779 verheiratet und zuerst einmal bis zum 1. Januar 1780 nicht darauf geachtet zu haben, was er und seine Frau ausgaben. Dann jedoch steckte der Ehemann jeweils 15 Louis in eine Börse, aus der seine Frau das Geld für den Haushalt nahm, und so immer weiter bis zum 1. Januar 1781: «M'étant marié en 1779, nous fîmes tout nos provisions et nous marquâmes point ce que nous dépensions jusqu'au 1er janvier 1780. De là, je mis toujours 15 Louis en bourses, et ma femme s'en servait pour tout notre menage, et ainsi de 15 Louis à 15 Louis jusqu'au 1^{er} janvier 1781.»

Ab 1780 machte Tobie de Buman dann jeweils jährliche Aufstellungen, in denen Einkünfte und Ausgaben einander gegenübergestellt sind – eine modernere Form der Buchhaltung als diejenige von François Ignace de Buman – und kommentierte die Bilanzen mit frommen Worten. Die Einnahmen stammten aus Renten und lassen augenfällig werden, dass eine patrizische Familie eben nicht von einem Lohn, sondern von Einkünften aus ländlichem Besitz lebte, und die Ausgaben geben interessante Einblicke in einen Haushalt, in dem Fleisch, Butter, Kerzen, Zucker, Kaffee, Geflügel, Brot, Wein, Mehl und Hafer en gros eingekauft wurden.

Im ersten Ehejahr, im Jahr 1780, überstiegen die Ausgaben die Einnahmen um 258 Franken 20 Batzen, was Tobie de Buman auf grosse Reparaturen und die unvermeidbaren Kosten eines neuen Haushaltes zurückführte. In den folgenden Jahren waren die Bilanzen positiv, und es gelang sogar, recht grosse Ersparnisse zu machen. Im Jahr 1787 war die Bilanz dann wieder negativ, was der Rechnungsführer damit erklärt, dass die Familie damals nach Bulle umzog, wo er Landvogt geworden war. In den Jahren 1789–1793 waren die Bilanzen wieder positiv, und dies, obwohl seit Beginn der 1790er Jahren die Teuerung zunahm und Tobie de Buman (unter 1791) von schwierigen und «gewitterhaften» Zeiten spricht und um die Bewahrung des Glaubens, des Friedens und der Einheit des Vaterlandes bittet.

Im Jahr 1794 fällt die Bilanz dann eindeutig negativ aus, und Tobie de Buman listet auf, wieviel Brot, Butter, Fleisch, Kerzen und der Zucker kosteten – leider ohne die Preise der vergangenen Jahre anzugeben. In den

Jahren 1795 und 1796 sind die Bilanzen dann wieder positiv, 1796 sogar sehr positiv, obwohl, wie der Haushaltvorsteher bemerkt, die Erziehung und der Unterhalt der Kinder nicht wenig zu Buche schlugen. Auch wenn es sich fast nur um Zahlen handelt, liest sich das Ganze fast wie ein Roman, und man zittert mit dem Rechnungsführer jedes Jahr um seine Bilanzen!

Anders als im ersten Hausbuch erfährt man im zweiten nicht, welche Ausbildung die Kinder genossen, wohl aber notierte der Vater bei jedem Kind das Datum und die Stunde seiner Geburt, seine Taufe, seine Namen, seine Paten und die Geldsummen, die diese dem Kind zur Taufe schenkten. Egal wie hoch diese Summen ausfielen: der stolze Vater ergänzte diese für alle, Knaben und Mädchen, bis zu 50 Franken, die er dann in eine kleine Obligation anlegte.

Das erste Kind, ein Knabe, wurde am 6. Dezember 1780 tot geboren, nicht aber ohne vorgängig im Mutterleib von der Hebamme die Taufe empfangen zu haben. Nicht einmal ein Jahr später, am 16. November 1781 um Viertel vor 8 Uhr abends, gebar die Mutter wiederum einen diesmal gesunden Sohn, der am nächsten Tag, einem Samstag, in der Kirche von St. Nikolaus auf die Namen Augustin Nicolas Tobie Fortuné getauft wurde. Seine Paten waren sein Grossvater mütterlicherseits, der Altseckelmeister de Müller, und seine Grossmutter väterlicherseits, Frau de Buman. Am 16. Juli 1783 um Viertel nach 2 Uhr morgens folgte der nächste Sohn, Antoine Norbert François Ignace. An die Namen der Söhne wurde offensichtlich viel mehr Phantasie gewendet als an jene der 1785 und 1787 geborenen Töchter, die Marie Anne und Anne Marie hiessen.

Im Jahr 1787 erfolgte, wie bereits gesagt, der Umzug ins Landvogteischloss von Bulle, wo am 18. Januar 1789 um 8 Uhr morgens Beat Louis Marie Benoît auf die Welt kam. Dieser wurde in einer provisorischen Zeremonie im Schloss getauft, denn anders als in Freiburg konnten die Paten nicht einfach zur Stelle sein; für diese Vor-Taufe brauchte der Landvogt eine spezielle Bewilligung des Bischofs, die er vorsorglich am 30. Dezember 1788 eingeholt hatte; es galt unbedingt zu verhindern, dass ein Kind ohne Taufe starb. Die «richtige» Taufe fand am 21. April 1789 in der Kirche von Bulle statt, die Paten waren Propst von Müller und Mme de Reynold von Cressier, geb. d'Aman, Schwager und Tante des Vaters. Die Letztere konnte, wohl aus Altersgründen, nicht selber an der Taufe teilnehmen, sondern schickte ihre Tochter, Mlle de Reynold von Cressier. Die Bürgerschaft von Bulle steuerte einen Käse bei.

Zwei Jahre später, am 25. April 1791, wurde dem Landvogt von Bulle noch einmal ein Kind geschenkt, und zwar in der Nacht von Ostersonntag

auf Ostermontag, vom 24. auf den 25. April, ein Mädchen. Dieses wurde nicht im Schloss getauft, sondern zwei Tage später, am 27. April, um 11 Uhr in der Kirche von Bulle, auf die Namen Emmanuel Marie Marguerite Barbe. Paten waren diesmal der Bruder des Vaters und die jüngere, noch unverheiratete Schwester der Mutter, und im Anschluss an die Taufe fand ein Essen für 25 Personen statt, eine Information, die sich in keinem Taufrodel findet.

So gewähren die beiden Hausbücher der Familie de Buman, wenn man sie richtig zu lesen versteht, kleine, miniaturhafte Einblicke in das Leben einer Patrizierfamilie des Ancien Régime und sind deshalb äusserst wertvolle historische Quellen, die bereits im Rahmen der Dissertation von Rita Binz-Wohlhauser (die Schrift wird im vorliegenden Band der Freiburger Geschichtsblätter vorgestellt), ausgewertet werden sollen.

KATHRIN UTZ TREMP

